
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 266. Bromberg, den 30. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(20. Fortsetzung. —)

Wieder ist ein stundenlanger Tanz vorbei. Das Zechgelage hat seinen Höhepunkt erreicht und nimmt Formen an, bei denen jede Gemütlichkeit aufhört und einem glatt der Verstand still steht. Alles ist sternhagel betrunken. Alles ohne Ausnahme, Männer, Frauen, Kinder, Affen, Papageien, Wildschweine und Nasenbären. Die Papageien torkeln mit hängenden Flügeln und fallen von einem Bein aufs andere und verdrehen hilflos die Köpfe. Die Wildschweine liegen, wo sie gerade hingefallen sind, schnarchen wie eine Dampfmaschine und strecken alle viere von sich. Aber die Trommel dröhnt, und die Flöte quiekst händeringend. Da kann passieren, was will, zwei sind immer da, die dafür sorgen, daß die Musik nicht schweigt. Die Wirkung des übermäßigen Tschitschagenusses bleibt selbstverständlich nicht aus. Es ginge ja noch, wenn die hiesigen Gepflogenheiten auch nur einigermaßen mit denen der übrigen Völkerschaften der bewohnten Erde übereinstimmen würden. Vom zivilisierten Europa will ich gar nicht reden. Es kann nicht jeder noch extra eine kleine Villa mit einem herzförmigen Ausschnitt in der Türe neben seinem Haus haben. In verschiedenen Gegenden Rußlands zum Beispiel erfüllt ein Garten genau denselben Zweck. Aber hier gibt es überhaupt kein verschwiegenes Plätzchen. Es trifft, wie's eben trifft. Während der Unterhaltung im Freundeskreise, bei der Arbeit vor dem Haus, beim einsamen Philosophieren. Kein Mensch schenkt diesem Vorgang auch nur die geringste Beachtung, zumal bei der landesüblichen Hockstellung keinerlei Vorbereitung notwendig ist. Gott sei Dank hat man die glühend heiße Sonne, die in ein paar Minuten trocknet. Außerdem ist der Regen der beste Kehrbesen der Welt, und eine bessere Reinigungspolizei wie einen Wildschweinmagen kann man sich überhaupt nicht denken. Augenblicklich scheint aber weder die Sonne noch regnet es, und die Wildschweine sind betrunken. Es heißt, der Mensch gewöhnt sich an alles. Stimmt. Aber nicht gleich auf das erstemal. Und schon gar nicht in so einem besonderen Falle. Da hört schon allerhand auf. Caramba, was sind das für Zustände!

Im Orchester scheint sich eine Katastrophe vorzubereiten. Der Flötist, durch vulkanische Eruptionen in seinem Innern heftig erschüttert, beginnt leise zu schwanken, kommt aus dem Takt und entlockt seinem Instrument angstvolle Töne. Der Trommler wird aufmerksam und wirft besorgte Blicke auf ihn. Zum Glück geht der Zwischenfall vorüber, der Sturm legt sich, Ruhe und Gleichgewicht sind wieder hergestellt. Trugbild der Hölle! Ein erneutes Beben schüttelt den Unglückseligen; mit unerbittlichen Krallen packt ihn wie ein Tiger die Seekrankheit. Um Himmelswillen das Konzert! Gerade noch in zwölfter Stunde reißt ein geistesgegenwärtiger Nachbar mit raschem Griff die Flöte aus dem Munde des Musikanten und rettet so die Situation.

Auch anderwärts greift die tückische Krankheit besorgniserregend um sich. Ausbrüche in diametral entgegengesetzter Richtung lösen einander ab. Es wird nachgerade gemeingefährlich. Wie sagt Heraklit? Alles fließt! Es ist vernichtend. Manch edlen Zecher hascht das Mißgeschick, und er liegt gefällt am Boden wie eine Eiche. Aber viele pokulieren noch unentwegt weiter. Unser Häuptling unter ihnen. Unerschütterlich wie ein Fels, aber — es war einmal eine weiße Hose!

*

Endlich, endlich schlägt der Tag die Augen auf. Was nicht schläft oder sonstwie kampfunfähig ist, tritt frohgemut wieder zum Tanze an. Aber ohne mich. Ich hole mir Gewehr und Hängematte aus dem Hause und gehe mit Schiggi-Schiggi an den Fluß. Baden und schlafen! Und dann kann mir die ganze Gesellschaft gestohlen werden. Gegen Mittag wache ich auf. Meine Gattin ist bereits munter. Ob der Besuch nun glücklich abgezogen ist? Gemütlich machen wir uns auf den Heimweg. Von weitem schon schlägt das Quieksen der Flöte und das dumpfe Getrommel an mein Ohr. Ja, ist denn so etwas auch möglich! Ich schaue fragend Schiggi-Schiggi an und deute in der Richtung auf den Lärm. Sie nickt nur mit dem Kopfe. Als ob nichts geschehen wäre, sitzt die ganze Versammlung springlebendig beisammen. Keine Spur in ihren Gesichtern verrät die durchtobte Nacht. Eines fällt mir allerdings auf: es fehlt ein großer Teil der fremden Weiber. Vielleicht sind sie nach Hause gegangen. Während unserer Abwesenheit hat sich ein betrüblicher Fall ereignet. Die Tschitscha ist ausgegangen. Sämtliche Fässer sind leer. Ich bin innerlich froh darüber. Dann empfehlen sich unsere Gäste um so eher, und ich meine, mit einem Fest, das ununterbrochen über vierundzwanzig Stunden gedauert hat, kann jedermann zufrieden sein.

O, was habe ich mich verrechnet! Wehe, wehe! Im Laufe des Nachmittags sind die Frauen wieder zurückgekommen mit einer geradezu besorgniserregenden Menge von vollen Tschitschafässern. Neues Öl wird auf die Lampe gegossen. Ein Freudentanz steigt. An ihn schließt sich das festliche Mahl, und dann wird alles wie es gewesen ist. In lieblichem Wechsel ehren gewaltige Opfer das göttliche Dreigestirn: Aphrodite, Dionysos und Terpsichore. Der einzig ruhende Pol in der Erscheinung Flucht ist das unglückselige Flötenspiel und das Tam-tara-tamtam der Trommel.

Das denkwürdige Fest hat — sage und schreibe — drei Tage und drei Nächte gedauert. Ein Irrenhaus ist nichts dagegen. Beim Morgengrauen des dritten Tages erhob sich plötzlich der Häuptling unserer Gäste und mit ihm wie auf ein verabredetes Zeichen der ganze fremde Stamm. Die Trunkenheit war wie weggeblasen. Die Frauen packten ihre Pfeilbündel zusammen, die Männer nahmen Pfeile und Bogen, und zwar mit einer unglaublichen Schnelligkeit und Eile. Dann rannte die ganze Gesellschaft, ohne einen Laut von sich zu geben, und ohne irgendeinen Abschiedsgruß, in den Urwald hinein und war innerhalb weniger Minuten verschwunden. — Aus.

Ich wankte nur noch schlaftrunken ins Haus und fiel wie ein Sack auf mein Lager. In meinem Kopf hämmerten tausend Trommeln, und es war mir, als hätte ich in diesen drei Tagen die ersten grauen Haare bekommen.

Zehntes Kapitel.

Auf Jagd.

An einem der nächsten Tage, nachdem ich mich einigermaßen von den Folgen des Festes erholt hatte, habe ich mich dem Häuptling und drei anderen Männern auf ihrem Jagdgang angeschlossen. Die Jagd wird hier nicht als Sport oder zum Vergnügen betrieben. Sie ist eine der wenigen Pflichten der Indianer und dient lediglich zur Herbeischaffung des Lebensunterhaltes. Ich bin schon über eine

Woche beim Stamm, habe aber noch nie gesehen, daß etwas anderes als Fleisch zur Nahrung verwendet wurde.

Frühmorgens im Halbdämmer brechen wir auf. Um diese Zeit wandern die Tiere. Tagsüber sind sie im Urwald versteckt. Die Ausrüstung ist so einfach wie nur möglich. Eine große Jagdtasche aus Bast oder wilder Baumwolle, ein Messer aus Bambus und der Bogen mit einem Pfeil. Weitere Pfeile, etwa fünfzehn bis zwanzig Stück in verschiedener Größe werden von den halbwüchsigen Jungen nachgetragen. Ich habe meine Rifle bei mir und mein Buschmesser. Beides ist den Indianern an sich nichts Neues. Sie haben sie oft bei mir gesehen, aber bisher merkwürdigerweise noch keine Notiz davon genommen. Jetzt erst kommen sie an und mustern genau diese höchst geheimnisvollen Gegenstände. Mit dem Gewehr wissen sie gar nichts anzufangen. Sie besehen es lediglich mißtrauisch. Das Buschmesser leuchtet ihnen bedeutend besser ein. Sie nehmen es eingehend in Augenschein, klopfen an den Griff und befühlen immer wieder das Messer selbst und seine Schneide. An ihren Gesichtern merke ich, daß ihnen Eisen fremd ist. Es kommt ihnen genau so rätselhaft vor, wie mir selbst die Tatsache, daß man ohne Metall leben kann.

Sie schlagen die Richtung nach dem Flusse ein. Ich sprach kurz vorher von einem Jagdgang. Das ist nicht zutreffend. Die Leute gehen nicht, sie laufen wenigstens nach unseren Begriffen. Und ich habe Mühe, ihnen auf den Fersen zu bleiben. Sie schlängeln sich durch das dichteste Gebüsch, schlüpfen wie ein Wiesel durch das Lianengewirr und klettern mit einer Schnelligkeit über Baumstämme, die einfach verblüffend ist. Wir mögen vielleicht noch hundert Meter vom Fluß entfernt sein, da bleiben die vier Männer plötzlich stehen. Mit ihnen die Jungen und ich. Ein paar Sekunden nur, dann geht es ein ziemliches Stück im rechten Winkel weiter. Vor einem riesigen Baum, den ganze Wolken von Lianen mit einem undurchsichtigen grünen Netz umspannen, machen sie halt und legen einen Pfeil auf. Ich würde brennend gern wissen, auf was sie eigentlich zu schießen gedenken. Sehen kann ich weit und breit kein Lebewesen. Ich schaue mir die Augen aus dem Kopf — es hilft nichts. Vier Pfeile schwirren von der Sehne — ein Rauschen in den Blättern —, und schon kommen vier Marimonos angepurzelt. Aber von woher? — Keine Ahnung! Da stelle ich mich hinter den Häuptling und visiere über seinen aufgelegten Pfeil hinweg. Er flitzt mit den drei übrigen Genossen durch die Luft — prasselt in den Blättern und ist nicht mehr zu sehen. Dann kommen wieder vier Affen angeflogen, und ich bin so klug wie vorher. Caracho! Irgendwo müssen diese Viecher doch sitzen. Ich bin schon im Begriff, meinen Standplatz zu wechseln, um von einer anderen Seite den Aufenthaltsort der Tiere ausfindig zu machen, da fällt mein Blick zufällig auf zwei Affen. Sie hocken nebeneinander auf einem Ast, dicht beim Stamm in mäßiger Höhe. Got sei Dank! Nun kann ich den braven Indianern einmal die Wirkung meiner Rifle vorführen. Auf diesen Augenblick habe ich ja schon lange gewartet. Ich stelle mich in Positur — ziele — und drücke los. Bumm! Kopfüber reißt es den einen Marimono herunter. Und auf dem Baum ist die Hölle los. Ganze Scharen von Affen spritzen nach allen Seiten auseinander, hüpfen wie Gummibälle vollkommen sinnlos vor Wut zwischen den Baumgabeln hin und her, schütteln zornentbrannt die Äste, reißen wild an ihnen und brüllen, schreien und schimpfen durcheinander, daß der Wald davon widerhallt. Eine bessere Gelegenheit, meine Kunst zu zeigen, können sie mir nicht bieten. Ich knalle im Schnellfeuer ein ganzes Magazin — zwölf Schüsse — leer. Wenn auch nicht jeder Schuß treffen kann, so ist die Strecke immerhin erfreulich, und ich wende mich stolz nach meinen Freunden um. Sie stehen wie die Bildsäulen und starren mit allen Anzeichen des Mißfallens auf meine Rifle, drehen sich um und laufen, ich hinterdrein, auf dem nächsten Wege — nach Hause.

Dort habe ich Muße, über das schmähliche Fiasko meines ersten Jagdausfluges gründlich nachzudenken. Man hat über meine Rifle das Todesurteil gesprochen. Statt sprachloser Bewunderung, sprachlose Ablehnung. Da kann der Teufel daraus klug werden, und es gehört schon ein hohes Maß von Borniertheit oder Anmaßung dazu. Nach reiflicher Überlegung entscheide ich mich für die letzte Annahme. Denn meine Herren Indianer sind alles andere als dumm. Sie schwören auf ihre Pfeile und geben ihnen den Vorzug — und haben recht damit. So sehr ich mich immer wieder dagegen zu sträuben versuche, zum Schluß muß ich mich wohl oder übel gleichfalls zu diesem Standpunkt bekehren. Die acht Marimonos heute morgen wurden lautlos erlegt, während bereits nach meinem ersten Schuß ein Riesenradau entstand. Die Affen sind die Warner im Urwald. Ihr Lärmen wird von den Vögeln aufgenommen und weiter getragen und fliegt wie ein mahnendes „Habt acht!" für die übrigen Tiere nach allen vier Winden auseinander. Und wenn jemand darauf angewiesen ist, im Umkreis seiner Behausung sich das tägliche Brot zu erjagen, so legt er begreiflicherweise keinen Wert darauf, daß sein Revier durch überflüssige Knallerei beunruhigt wird.

In der Folgezeit unterlasse ich es, auf gemeinsamen Jagdzügen von meiner Rifle Gebrauch zu machen. Ich führe sie zwar stets bei mir, teils aus alter Gewohnheit und teils zur Vorsorge für unsere Sicherheit. Es gibt viel gefährliches Raubzeug, und da kann eben doch einmal der Fall eintreten, in dem das Gewehr den Retter in der Not zu spielen hat.

Eines Tages jagen wir an der Grenze zwischen Urwald und Pampa. Der Wildstand ist dort sehr groß; insonderheit gibt es eine Menge Hirsche, Rehe und Gamas, die sich gern am Rande der Pampa aufhalten. Ich bin froh, aus dem beschwerlichen Dickicht endlich herauszukommen und folge außerhalb des Waldes meinen Leuten. Sie laufen, weil sie die Sonne nicht ertragen können, immer dicht der Baumgrenze entlang. Das Schilf reicht streckenweise nicht bis an sie heran, und so habe ich neben dem freien Blick über das Gelände auch noch die Annehmlichkeit eines gemütlichen Wanderns. Vom Geflimmer der heißen Luft überzittert, dehnt sich wie ein riesenhaftes Ährenfeld die Pampa vor mir. Kein Lufthauch regt sich, kein Ton unterbricht das große Schweigen der frühen Stunde. Glatt wie ein Spiegel weitet sich das goldene Meer. Nein, doch nicht! — Weit draußen ist eine Bewegung aufgewacht und kommt mit Windeseile näher. Eine unsichtbare Kraft scheint das Schilf beiseite zu schleudern; knisternd brechen die Halme — ein zischendes Aufrauschen —, und in rasender Flucht bricht eine Anta aus der Pampa hervor. Auf ihrem Rücken hat sich ein mächtiger Tiger festgekrallt und schlägt mit einer Pranke nach dem Hals seines Opfers. Die Anta gibt keinen Laut von sich, macht keinen Versuch, ihre Last abzuschütteln und wehrt sich nicht einmal gegen die Tatzenhiebe. Sie schießt nur bolzengerade auf den Urwald zu und rennt in voller Fahrt mit der Schulter gegen einen dicken Baum, daß es nur so kracht. In einem jähen Ruck wirft es den Tiger vom Rücken der Anta auf die Erde. Und nun beginnt ein Schauspiel von einziger Art und packender Urgewalt. Mit einem Satz ist die Anta auf den Tiger gesprungen und fängt wie wahnsinnig auf ihn zu trampeln an. Blitzschnell sausen die massigen Beine auf seinen Leib. Ich höre das Zermalmen des Fleisches und das Brechen der Knochen. Wehrlos krümmt sich das Raubtier und haucht stöhnend sein Leben aus. Aber die Anta trampelt wütend weiter und ruht nicht eher, bis der Tiger buchstäblich in den Boden gestampft ist. Dann rennt sie davon

Ich bin keine zehn Meter vom Schauplatz entfernt und besichtige mir das Schlachtfeld. Es ist ein wundervoller Pampatiger, und ich würde mir gern sein Fell sichern, muß aber leider davon Abstand nehmen. Das ganze Tier ist platt gewalzt und stellenweise fußtief in die Erde getrampelt. Das Fell in Fetzen, der Kopf zu Brei zermalmt. In einer Lache Blutes liegt noch eine Pranke.

Die Indios kommen erst nach dem Vorfall angelaufen. Sie schenken dem Tiger keinerlei Augenmerk, spähen aber um so eifriger in die Pampa und scheinen mißgestimmt zu sein, daß ihnen die Anta entkommen ist. Ihr Fleisch ist nämlich hervorragend. Dafür ist ihnen das Jagdglück auf andere Weise hold. Aus dem Schilf hebt sich langsam das Geweih eines Hirsches. Vom Tier selbst ist nichts zu sehen. Aber schon schwirren vier Pfeile an mir vorbei; die Jungen springen ihnen nach und bringen den Hirsch angeschleift. Er wird von den Männern in den Wald getragen und nach einer Weile mit Ästen bedeckt und liegen gelassen. Der Ort unterscheidet sich für meine Begriffe in nichts vom übrigen Gewirr des Urwaldes; nichtsdestoweniger führt hier ein „Weg" des Stammes vorüber. Das Heimbringen der großen Jagdbeute ist Sache der Frauen. Die Männer tragen sie nur bis zu einer gewissen Stelle, die allen Bewohnern des Hauses bekannt ist.

Die Rückkehr in den Wald kommt mir ungelegen. Ich wäre noch gern eine Viertelstunde dem Saum der Pampa gefolgt, um Ausschau nach meinem Pferd und den Mulas zu halten, die sich gestern in der Nähe dieses Platzes herumgetrieben haben. Andererseits will ich aber gerade diese mir noch unbekannte Gegend des Waldes kennenlernen und bleibe bei den Männern.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(21. Fortsetzung.)

Es war neun Uhr in der Nacht, die täglichen Zechgäste hatten schon alle die Trinkstube verlassen, und auch die Wirtin wollte sich zum Abendsegen rüsten, als der fremde Herr aus seinem Zustand erwachte. Er sprang auf, machte einige Gänge durchs Zimmer und blieb endlich vor der Hausfrau stehen. Er sah düster und verstört aus, und die wenigen Stunden vom Mittag bis jetzt hatten seinen sonst so freundlichen, offenen Zügen tiefe Spuren des Grames eingedrückt.

Die Wirtin dauerte sein Anblick. Sie wollte ihm, eingedenk des klugen fetten Herrn, noch ein heilsames Süpplein kochen, und ihm dann ein treffliches weiches Bett anweisen, doch er schien für diese Nacht ein rauheres Lager sich erwählt zu haben.

„Wann sagt Ihr", hub er mit leiser, unsicherer Stimme an, „wann geht der nächtliche Gast nach Lichtenstein, und wann kommt er zurück?"

„Um elf Uhr, lieber Herr, geht er hinein, und um den ersten Hahnenschrei kommt er wieder über die Zugbrücke."

„Lasset mein Pferd satteln und besorgt mir einen Knecht, der mich nach Lichtenstein geleite."

„Jetzt in der Nacht?" rief die Wirtin und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen. „Jetzt wollet Ihr ausreiten? Ei geht doch. Ihr treibt Spaß mit mir."

„Nein, gute Frau, es ist mein wahrer Ernst. Aber sputet Euch ein wenig, ich habe Eile."

„Die habt Ihr den ganzen Tag nicht gehabt", entgegnete jene. „Und jetzt wollt Ihr auf einmal über Hals und Kopf in die Nacht hinaus. Zwar die frische Luft kann nichts schaden bei solchen Kranken. Aber weiß Gott, Euer Pferd lasse ich nicht aus dem Stall. Ihr könnt mir herunterfallen oder allerlei Unglück anrichten, und dann hieße es, wo hat denn die Hirschwirtin wieder den Kopf gehabt, daß sie die Leute so laufen läßt."

Der junge Mann hatte ihre Rede ganz überhört, denn er war wieder in sein düsteres Sinnen zurückgesunken. Als sie aufhörte zu sprechen, schrak er auf und wunderte sich, daß sie seinen Befehl noch nicht befolgt habe.

Er ging, als sie noch immer zauderte, um sein Pferd selbst zu besorgen. Da gedachte sie, daß sie doch keine Gewalt habe, ihn zurückzuhalten, und daß es geratener sein möchte, ihn ziehen zu lassen. „Lasset dem Herrn seinen Braunen herausführen", rief sie, „und der Andres soll sich rüsten, heute nacht noch ein Stück Wegs zu gehen! — Er hat recht, daß er jemand mitnehmen will", sprach sie für sich weiter, „der kann ihn doch im Notfall halten. Zwar sagt man, sie haben ein paar Sinne mehr, wenn sie etwas im Kopf haben, und es falle keiner so leicht vom Pferd, wenn er auch hin und her schwankt wie der Schwingel in der großen Glocke, aber besser ist besser. — Was Ihr schuldig seid, Herr Ritter? Nun Ihr habt gehabt eine Maß Alten, macht zwölf Kreuzer, und das Essen — nun es ist nicht der Rede wert, was Ihr gegessen habt. Ihr habt ja mein Huhn kaum angesehen. Nun, wenn Ihr für den Stall und das Essen noch zwei Kreuzer zulegen wollt, so wird Euch eine arme Witfrau schön danken".

Nachdem die Rechnung in dem niederen Münzfuß der guten, alten Zeiten berichtigt war, entließ die Wirtin zum goldenen Hirsch ihren Gast. Sie war ihm zwar nicht mehr so gewogen wie heute mittag, als er herrlich wie der junge Tag in ihre Trinkstube getreten war, aber dennoch konnte sie sich nicht verhehlen, als er beim Schein der Kienfackeln sich aufs Pferd schwang, daß sie nicht leicht einen schöneren Mann gesehen habe und sie schärfte daher ihrem Knecht, der ihn begleitete, um so sorgfältiger ein, recht genau auf ihn acht zu geben, weil es bei diesem Herrn „doch nicht ganz richtig im Kopfe sei."

Vor dem Tor von Pfullingen fragte der Knecht den nächtlichen Reiter, wohin er reiten wolle, und auf seine Antwort: „Nach Lichtenstein", schlug er einen Weg rechts ein, der zum Gebirge führte. Der junge Mann ritt schweigend durch die Nacht hin. Er sah nicht rechts, er sah nicht links, er sah nicht auf nach den Sternen, nicht hinaus in die Weite, seine gesenkten Blicke hafteten am Boden. Es war ihm wie damals, als ihn die Mörder am Wege niedergeschlagen hatten. Seine Gedanken standen stille, er hoffte nicht mehr, er hatte zu leben, zu lieben und zu wünschen aufgehört. Und doch war ihm damals wohler gewesen, als ihm auf dem kühlen Teppich des Wiesentales die Besinnung schwand. Er war ja entschlummert mit dem erhebenden Gedanken an sie, und die erstarrenden Lippen hatten noch einmal einen süßen Namen ausgesprochen.

Aber jetzt war die Leuchte verlöscht, die seinen Pfad durchs Leben erhellt hatte. Es war ihm, als habe er nur noch einen kurzen Weg im Dunkeln hinzugehen, um dann in lichteren Höhen als auf dem Lichtenstein seine Ruhe zu finden. Und unwillkürlich zuckte seine Rechte hie und da ans Schwert, als wolle er sich versichern, daß ihm dieser Gefährte wenigstens treu geblieben sei, als sei dies der gewichtige Schlüssel, der die Pforte sprengen sollte, die aus dem Dunkel zum Lichte führt.

Der Wald hatte längst die Wanderer aufgenommen. Steiler wurden die Pfade, und das Roß strebte mühsam unter der Last des Reiters und seiner Rüstung bergan; doch der Reiter bemerkte es nicht. Die Nachtluft wehte kühler und spielte mit den langen Haaren des Jünglings, er fühlte es nicht. Der Mond kam herauf und beleuchtete seinen Pfad, beleuchtete kühne Felsenmassen und die hohen, gewaltigen Eichen, unter welchen er hinzog, er sah es nicht. Unbemerkt von ihm rauschte der Strom der Zeit an ihnen vorüber, Stunde um Stunde verging, ohne daß ihn der Weg lang bedünkte.

Es war Mitternacht, als sie auf der höchsten Höhe ankamen. Sie traten heraus aus dem Wald, und getrennt durch eine weite Kluft von der übrigen Erde lag auf einem einzelnen, senkrecht aus der nächlichen Tiefe aufsteigenden Felsen der Lichtenstein.

Seine weißen Mauern, seine zackigten Felsen schimmerten im Mondlicht. Es war, als schlummere das Schlößchen, abgeschieden von der Welt, im tiefen Frieden der Einsamkeit.

Der Ritter warf einen düstern Blick dorthin und sprang ab. Er band das Pferd an einen Baum und setzte sich auf einen bemoosten Stein, gegenüber von der Burg. Der Knecht stand erwartend, was sich weiter begeben werde, und fragte mehreremal vergeblich, ob er seines Dienstes jetzt entlassen sei?

„Wie weit ist's noch bis zum ersten Hahnenschrei?" fragte endlich der stumme Mann auf dem Steine.

„Zwei Stunden, Herr!" war die Antwort des Knechtes.

Der Ritter reichte ihm reichlichen Lohn für sein Geleite und winkte ihm zu gehen. Er zögerte, als scheue er sich, den jungen Mann in diesem unglücklichen Zustand zu verlassen. Als aber jener ungeduldig seinen Wink wiederholte, entfernte er sich stille. Nur einmal noch sah er sich um, ehe er in den Wald eintrat. Der schweigende Gast saß noch immer, die Stirne in die Hand gestützt, im Schatten einer Eiche, auf dem bemoosten Stein. —

5.

Durch diese hohle Gasse muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht. — Hier
Vollend' ich's — die Gelegenheit ist günstig.

Schiller.

Man hat zu allen Zeiten viel Schönes und Wahres über die Torheit der Eifersucht geschrieben, und dennoch sind die Menschen seit Urias Zeiten darin nicht weiser geworden. Leute von überaus kühler Konstitution werden zwar sagen, wenn jener berühmte jüdische Hauptmann nicht die Torheit begangen hätte, seine schöne Frau nur für sich allein haben zu wollen, oder gar auf den König David eifersüchtig zu werden, so wäre der berüchtigte Uriasbrief nie geschrieben worden, und besagter Hauptmann hätte es vielleicht noch weit im Dienste bringen können. Andere aber, denen die Natur heißes Blut und einen Stolz, ein Gefühl der Ehre gegeben hat, das durch Hintansetzung oder Treubruch leicht aufgeregt und beleidigt wird, werden beim eintretenden Falle jenem unglücklichen Übel unterliegen, wenn sie auch mit allen Beweisgründen der kälteren Vernunft sich selbst die Torheit ihres Beginnens vorpredigen.

Georg von Sturmfeder war nicht von so kühlem Blute, daß ihn die Nachricht, die er heute erhielt, nicht aus allen Schranken der Billigkeit und Mäßigung herausgejagt hätte; er war überdies in einem Alter, wo zwar die offene Seele sich noch nicht daran gewöhnt hat, dem Menschen a priori zu mißtrauen, wo aber ein solcher Fall um so überraschender ist, um so gefährlicher wirkt, eben weil das arglose Herz ihn nie gedacht hat. Da kocht das Gefühl der gekränkten Treue, da braust der Stolz auf, der sich beleidigt dünkt; den prüfenden Verstand, der das Falsche vom Rechten zu sondern pflegt, umziehen trübe, düstere Wolken und verhüllen ihm das Wahre; ein Wörtchen Wahrscheinlichkeit in einem Gewebe von Lüge überzeugt ihn; die Sonne der Liebe sinkt hinab, und es wird Nacht in der Seele. Dann schleichen sich jene nächtlichen Gesellen: Verachtung, Wut, Rache, in das von allen guten Engeln verlassene Herz, und die unendliche Stufenleiter der Empfindungen, welche von Liebe zu Haß führt, hat die Eifersucht in wenigen Augenblicken zurückgelegt.

Georg war auf jener Stufe der düsteren, stillen Wut und der Rache angekommen; über diese Empfindung brütend, saß er unempfindlich gegen die Kälte der Nacht auf dem bemoosten Stein, und sein einziger, immer wiederkehrender Gedanke war, den nächtlichen Freund „zu stellen und ein Wort mit ihm zu sprechen“.

Es schlug zwei Uhr in einem Dorf über dem Walde, als er sah, daß sich Lichter an den Fenstern des Schlosses hin bewegten; erwartungsvoll pochte sein Herz, krampfhaft hatte seine Hand den langen Griff des Schwertes umfaßt. Jetzt wurden die Lichter hinter den Gittern des Tores sichtbar, Hunde schlugen an; Georg sprang auf und warf den Mantel zurück. Er hörte, wie eine tiefe Stimme ein vernehmliches „Gute Nacht“ sprach. Die Zugbrücke rauschte nieder und legte sich über den Abgrund, der das Land von Lichtenstein scheidet, das Tor ging auf, und ein Mann, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, den dunkeln Mantel fest umgezogen, schritt über die Brücke und gerade auf den Ort zu, wo Georg Wache hielt.

Er war noch wenige Schritte entfernt, als dieser mit einem dröhnenden: „Zieh', Verräter, und wehr' dich deines Lebens!“ auf ihn einstürzte; der Mann im Mantel trat zurück und zog; im Augenblick begegneten sich die blitzenden Klingen und rasselten klirrend aneinander.

„Lebendig sollst du mich nicht haben,“ rief der andere; „wenigstens will ich mein Leben teuer genug bezahlen!“ Zugleich sah ihn Georg tapfer auf sich eindringen, und an den schnellen und gewichtigen Hieben merkte er, daß er keinen zu verachtenden Gegner vor der Klinge habe. Georg war kein ungeübter Fechter und er hatte manch ernstlichen Kampf mit Ehre ausgefochten, aber hier hatte er seinen Mann gefunden. Er fühlte, daß er sich bald auf die eigene Verteidigung beschränken müsse, und wollte eben zu einem letzten gewaltigen Stoß ausfallen, als plötzlich sein Arm mit ungeheurer Gewalt festgehalten wurde; sein Schwert wurde ihm in demselben Augenblick aus der Hand gewunden, zwei mächtige Arme schlangen sich um seinen Leib und fesselten ihn regungslos, und eine furchtbare Stimme schrie: „Stoßt zu Herr! Ein solcher Meuchelmörder verdient nicht, daß er noch einen Augenblick zum letzten Paternoster habe!“

„Das kannst du verrichten, Hans,“ sprach der im Mantel; „ich stoße keinen Wehrlosen nieder; dort ist sein Schwert, schlag ihn tot, aber mach' es kurz.“

„Warum wollt Ihr mich nicht lieber selbst umbringen, Herr!“ sagte Georg mit fester Stimme; „Ihr habt mir meine Liebe gestohlen, was liegt an meinem Leben?“

„Was habe ich?“ fragte jener und trat näher.

„Was Teufel ist das für eine Stimme?“ sprach der Mann, der ihn noch immer umschlungen hielt; „die sollte ich kennen!“ Er drehte den jungen Mann in seinen Armen und wie von einem Blitz getroffen, zog er die Hände von ihm ab! „Jesus, Maria und Josef! da hätten wir bald etwas Schönes gemacht! Aber, welcher Unstern führt Euch auch gerade hierher, Junker? Was denken auch meine Leute, daß sie Euch fortlassen, ohne daß ich dabei bin!“

Es war der Pfeifer von Hardt, der Georg also anredete und ihm die Hand zum Gruß bot; dieser aber schien nicht geneigt, dieses freundliche Zeichen einem Manne zu erwidern, der noch soeben das Handwerk des Henkers an ihm verrichten wollte; wild blickte er bald den Mann im Mantel, bald den Pfeifer an. „Meinst du,“ sagte er zu diesem, „ich hätte mich von deinen Weibern in Gefangenschaft halten lassen sollen, daß ich deine Verräterei hier nicht sehe? Erbärmlicher Betrüger! und Ihr,“ wandte er sich zu dem andern, „wenn Ihr ein Mann von Ehre seid, so stehet mir, und fallet nicht zu zwei über einen her; wenn Ihr wißt, daß ich Georg von Sturmfeder bin, so mögen Euch meine früheren Ansprüche auf das Fräulein nicht unbekannt sein, und mit Euch mich zu messen, bin ich hierher gekommen. Darum befehlet diesem Schurken, daß er mir mein Schwert wiedergebe, und laßt uns ehrlich fechten, wie es Männern geziemt.“

„Ihr seid Georg von Sturmfeder?“ sprach jener mit freundlicher Stimme und trat näher zu ihm. „Es scheint mir, Ihr seid etwas im Irrtum hier. Glaubet mir, ich bin Euch sehr gewogen und hätte Euch längst gerne gesehen. Nehmet das Ehrenwort eines Mannes, daß mich nicht die Absichten in jenes Schloß führen, die Ihr mir unterleget, und seid mein Freund!“

Er bot dem überraschten Jüngling die Hand unter dem Mantel hervor, doch dieser zauderte; die gewichtigen Hiebe dieses Mannes hatten ihm zwar gesagt, daß er ein Ehrenwerter und Tapferer sei, darum konnte und mußte er seinen Worten trauen; aber sein Gemüt war noch so verwirrt von allem, was er gehört und gesehen, daß er ungewiß war, ob er den Handschlag dessen, den er noch vor einem Augenblick als seinen bittersten Feind angesehen hatte, empfangen sollte oder nicht. „Wer ist es, der mir die Hand beut?“ fragte er. „Ich habe Euch meinen Namen genannt und könnte wohl billigerweise dasselbe von Euch verlangen.“

Der Unbekannte schlug den Mantel auseinander und schob das Barett zurück; der Mond beleuchtete ein Gesicht voll Würde, und Georg begegnete einem glänzenden Auge, das den Ausdruck gebietender Hoheit trug. „Fraget nicht nach Namen,“ sprach er, indem ein Zug von Wehmut um seinen Mund blitzte, „ich bin ein Mann und dies mag Euch genug sein: wohl führte auch ich einst einen Namen in der Welt, der sich mit dem ehrenwertesten messen konnte, wohl trug auch ich die goldenen Sporen und den wallenden Helmbusch und auf den Ruf meines Hifthorns lauschten viele hundert Knechte; er ist verklungen. Aber eines ist mir geblieben,“ setzte er mit unbeschreiblicher Hoheit hinzu, indem er die Hand des jungen Mannes fester drückte, „ich bin ein Mann und trage ein Schwert:

Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae.“

Er drückte das Barett wieder in die Stirne, zog seinen Mantel hoch herauf und ging vorüber in den Wald.

Georg stand in stummem Erstaunen auf sein Schwert gestützt. Der Anblick dieses Mannes — es war ihm unbegreiflich — hatte alle Gedanken der Rache in seinem Herzen ausgelöscht. Dieser gebietende Blick, dieser gewinnende, wohlwollende Zug um den Mund, das tapfere, gewaltige Wesen dieses Mannes erfüllten seine Seele mit Staunen, mit Achtung, mit Beschämung. Er hatte geschworen, mit Marien in keiner Berührung zu stehen, er hatte es bekräftigt mit jener tapfern Rechten, die noch eben die gewichtige Klinge leicht wie im Spiel geführt hatte; er hatte es bestätigt mit einem jener Blicke, deren Strahl Georg wie den der Sonne nicht zu ertragen vermochte, eine Bergeslast wälzte sich von seiner Brust, denn er **glaubte**, er **mußte** glauben.

(Fortsetzung folgt.)



Rätsel-Ecke

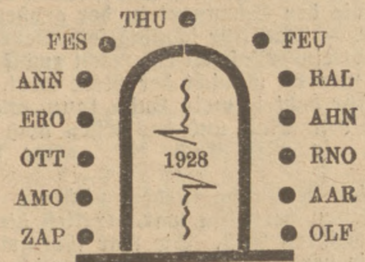


Erläuterungen zum Tor-Füll-Rätsel in Nr. 265:

Die Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen, sodaß Wörter entstehen. Sind es die richtigen Wörter, so ist von links unten bis zur Spitze an Stelle der Punkte der Titel eines Sudermann'schen Romans zu lesen, während rechts oben, vom zweiten Punkt nach unten der Titel eines Romanes von Voß zu lesen ist.

*

Tor-Füll-Rätsel.



Die Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen, sodaß Wörter entstehen. Sind es die richtigen Wörter, so ist von links unten über die Spitze des Torbogens bis rechts unten an Stelle der Punkte ein zeitgemäßer Ausruf zu lesen.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Siegfr. H. Luckau-Neu,
Jena.

Sämtliche Buchstaben der obigen Besuchskarte sind umzustellen und zur Zusammenstellung eines zeitgemäßen Ausrufs zu verwenden.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.